

Shani steuerte mit links, in der rechten Hand hielt sie ihr Mobiltelefon. Die Straße grub sich vor uns in die Hügel, Jesushügel, dachte ich, und Shani sagte: „Hör’ doch zu, Mutter, du sollst dir keine Sorgen machen, wir sind ja gleich da.“ Dann legte sie auf. Ich sah aus dem Beifahrerfenster, Gestrüpp am Straßenrand warf Blüten, dahinter hatten sich Felder mit durchsichtigen Planen zugedeckt, vor der Horizontlinie sprengte eine Wellblechhütte die Symmetrie. Es war zehn Uhr morgens, das schräg durch die Frontscheibe fallende Sonnenlicht trieb mir ersten Schweiß auf die Haut, und Shani, die den ganzen Weg von Jerusalem aus gefahren war, klemmte das Telefon unter ihren linken Oberschenkel und sagte: „Mutter ist sehr nervös.“ Ich starrte nur auf die nun langsam zu Bergen anwachsenden Hügel und sagte nicht: Ich auch. Immer wieder durchquerten wir kleine Ortschaften, die sich wie Perlen einer Kette aneinanderreichten. Händler saßen auf Hockern vor Ladeneingängen, groß wie Garagentore, in denen Tücher, Teppiche und Fahnen hingen, immer und überall Fahnen. Auf einer Kreuzung musste Shani sehr hart bremsen, fluchte, und ich griff in der Vorwärtsbewegung nach dem Handy in der Seitentasche meines Rucksacks: noch immer kein Anruf, keine Nachricht.

Ich wusste nichts von Israel, auch nach drei Wochen Jerusalem nicht, ich kannte die Grabeskirche, die Klagemauer, die al-Aqsa-Moschee nur als bedrohliche Kuppel über Jahrtausende alten Dächern. Ich kannte das Goethe-Institut, das Hillel Café und die Angst vor weiteren Anschlägen. Reiseführerwissen, bis ich Shani auf den Stufen des Mahane Yehuda Marktes gesehen und angesprochen hatte. In den ersten Tagen waren wir nur stundenweise am Nachmittag zusammen gewesen. „Tomer kommt nie vor 20 Uhr von der Arbeit“, hatte Shani gesagt, „aber ich möchte ihn nicht zufällig in seiner Mittagspause treffen.“ Während wir miteinander schliefen, hatte die Kleine in ihrem Bettgestell daneben gestanden und geweint, es war Shani egal gewesen. Ein paar Mal hatte ich inne gehalten, aber Shani mit ihren Fäusten auf meinen Rücken getrommelt: „Weiter, weiter!“

Bis zur Grenze waren es jetzt weniger als fünfzig Kilometer. „Ich liebe dich wirklich sehr, weißt du“, sagte ich plötzlich, als hätte ich die Gewalt über mich verloren. „Jetzt nicht“, sagte Shani, und als ich ansetzte, mich zu entschuldigen, wiederholte sie: „Jetzt nicht!“ Die Straße hinter Haifa wurde immer schmaler, mit jedem Höhenmeter verengte sie sich zu

einem Schlauch, ich wartete auf Lastwagen, denen wir hätten ausweichen müssen, wartete auf umgestürzte Bäume, Straßensperren, auf Schranken.

„Tsameret wird mir verzeihen“, sagte Shani, „sie ist meine Mutter.“ Shani sprach leise, ohne Zögern in der Stimme, da war keine Angst, nur mein Gefühl, dass Shanis Zuversicht den Wagen verlangsamt hatte, wir von nun an mehr glitten als fuhren, dass die Zypressen vor dem Seitenfester selbst in Bewegung geraten waren, sich ein Wettrennen mit dem alten Honda lieferten. Irgendetwas wird uns am Ende einholen, dachte ich, die Erinnerung an die Kleine oder Tsamerets endgültiger Zorn. „Sie ist meine Mutter, verdammt, sie wird das verstehen“, sagte Shani, und als wir schließlich die Ortseinfahrt von Nahariya passierten, bat ich sie, den Wagen anzuhalten, riss die Beifahrertür auf und hängte meinen Kopf zwischen Bordstein und Fahrbahn. Ein paar Mal würgte ich, aber es kam nichts, nur ein bisschen Spucke. Ich konnte Shanis Hand auf meinem Rücken spüren: „Wir müssen weiter, Liebling, wir müssen weiter.“ Ich zog die Beifahrertür zu, griff neben den Sitz und klappte ihn so weit wie möglich nach hinten. Als ich die Augen schloss, blitzten kleine Sterne vor einer schwarzen Fläche. Ich drehte meinen Kopf zu Shani und sagte: „Was auch passiert.“ Sie lächelte, obwohl ich den Satz nicht beendet hatte, und bog Ecke Frishman von der Hauptstraße ab. Hier schmiegte sich ein Haus ans andere, es waren weißste, zweistöckige Gebäude, deren Vorgärten bis an die Straße grenzten und genug Platz boten für Kinderfahrräder und aufblasbare Swimmingpools. „Ich hasse diese Gegend“, sagte Shani, „und diese ganzen verfluchten Spießer, die hier leben, hasse ich auch.“

Als ich Tsameret von weitem erkannte, lief sie schon mitten auf der Straße, ihr Kopf eingeschlossen von dicken, wütenden Locken. Ihr kräftiger Oberkörper wankte den schnellen Takt ihrer viel zu kurzen Beine. „Sag kein Wort“, bat Shani, nachdem sie den Wagen angehalten und die Fahrertür geöffnet hatte, „am Besten, du bleibst einfach hier sitzen.“ Dann ging sie drei Schritte auf Tsameret zu. Die beiden Frauen verharrten in einem Abstand von wenigen Zentimetern, ohne sich zu begrüßen. Das konnte ein Ritual sein, sagte ich mir, eine für den Norden typische Art, einem Problem zu begegnen.

Nach einer Weile stieg ich aus. Ich blieb direkt neben dem Wagen stehen und versuchte, mit Tsameret Blickkontakt aufzunehmen. „Sag diesem Mann, dass ich ihn nicht sehen möchte“, waren die ersten Worte, die Tsameret an diesem Morgen sprach, und Shani entgegnete: „David kann nichts dafür.“ Obwohl ich Tsamerets Hass spüren konnte, rührte ich mich nicht, der leichte Wind kühlte mir den Schweiß, das gleißende Sonnenlicht kniff mir

die Augen zu. Ich kann das überleben, dachte ich, die unmenschliche Hitze, Tsameret, Tomer und seinen weißen Geländewagen, ich kann überleben, irgendwo in den Bergen, die sich hinter der Frishmanstreet in die Höhe kämpfen. „Wo ist die Kleine?“ fragte Tsameret. Ich setzte mich zurück in den Wagen.

Um vier Uhr morgens hatte Shani bei mir geklingelt. Ein kurzes Klingeln, ich war die drei Stockwerke nach unten gerannt, hatte die Tür aufgerissen und in Shanis verquollene Augen gefragt: „Bist du dir wirklich sicher?“ Sie hatte heftig genickt, so als müsse sie sich selbst überzeugen, meine Hand genommen und mich Richtung Wagen gezerrt, „Schnell jetzt!“ hatte sie gerufen, als sei Tomer ihr gefolgt, „Schnell!“ Sie war durch Abu Tor und Rehavya aus der Stadt gefahren, immer entlang der Altstadtmauer. „Tomer nimmt nie diese Route, vor allem und jedem fürchtet er sich.“ Ich hatte Shani die Hand auf die Schulter legen, ihren Arm berühren wollen, und nichts davon getan. Wir waren schweigend an Tel Aviv vorbeigefahren, der Ben Gurion Flughafen hatte in der Nacht gefunktelt und nach einer Unmöglichkeit ausgesehen, und als Shani nicht mehr weinen musste, hatte ich noch einmal gefragt: „Bist du dir sicher?“ Wir wollten bis nach Kiriat Schmona fahren, bis direkt an die Grenze. „Tomer hat Angst vor den Raketen, er wird dort nicht auftauchen.“ Und als ich nicht geantwortet hatte: „Die Stadt liegt im Koma, David, verstehst du das?“

Jetzt standen sich Shani und Tsameret gegenüber und sprachen nicht, während ich im offenen Wagen saß und mir plötzlich sicher war, dass ich Shani wollte, was auch immer das für uns bedeuten musste. Tomer würde Shani als vermisst melden, die Polizei nach ihr suchen, wir würden keine Grenze passieren, kein Flugzeug mehr besteigen können. Immer in Bewegung entlang militärisch gesicherter Grenzen, entlang Passkontrollhäuschen und zehn Meter hohen Zäunen. Tsameret reichte Shani eine durchsichtige Plastiktüte mit Proviant. Aus der Entfernung konnte ich zwei Bananen erkennen, Äpfel, ein ganzes Weißbrot und diverse Schoko- oder Müsliriegel. „Weiß dieser Mann, was er unserer Familie antut?“

Noch immer machte keine der beiden Frauen den letzten Schritt auf die andere zu, obwohl es fast elf Uhr war. „Sag Tomer nicht, dass wir hier waren, Mutter“, bat Shani, „sag ihm nur, dass es mir Leid tut. Sag ihm irgendwas, sag ihm, dass ich die Kleine bald hole, dass alles gut wird, dass er nicht den Kopf verlieren soll.“ Tsamerets nasse Wangen spiegelten das Sonnenlicht, sie wischte sie sich mit dem rechten Ärmel trocken. „Er wird wissen, wo ihr seid“, schluchzte sie, „weil du die Kleine bei ihm gelassen hast. Er wird wissen, dass du sie

niemals nach Kiriath Schmona mitnehmen würdest. Tomer ist nicht dumm!“ Shani nickte. „Aber er ist feige, Mutter, er wird uns dorthin nicht folgen.“

Tomer war mir erst nach zehn Tagen vorgestellt worden. Shani hatte entschieden, dass es ungefährlicher sei, wenn wir uns kennen lernten. Wir saßen auf der Terrasse von Tomers Eltern und sprachen über die Grabeskirche und davon, dass Tomer seinen Weg durch die Altstadt von Jerusalem oft nicht finde, so wenig bewege er sich an der Grenze zum palästinensischen Ostteil. Ich tat so, als sei das nicht schlimm. Nach drei Stunden war ich aufgestanden und hatte zuerst Tomer, dann Shani umarmt. Vielleicht hatte Shani bei der Verabschiedung ihre Wange zu lang an meine gelegt.

Hinter den beiden Frauen bog ein weißer Jeep in die Frishmanstreet ein, ich konnte sehen, wie Shani zusammenzuckte und sich sofort wieder gerade aufstellte. Dann sagte sie: „Ich war auch bei der Armee, Mutter, aber ich habe mich damit abgefunden. Irgendwann muss der Krieg vorbei sein, auch für Tomer.“ Tsameret schüttelte den Kopf und sah auf den Asphalt, ihre Arme hingen seitlich an ihr herunter wie Fremdkörper, mit denen sie nichts mehr anzufangen wusste. „Du willst nach Kiriath Schmona und sprichst vom Ende des Krieges?“ sagte sie, „Hörst du dich eigentlich selber reden, Kind?“

Auf dem Fahrersitz piepte Shanis Mobiltelefon, zwei kurze Töne, die mir unheimlicher waren als die kurzen Werbeblöcke für Privatbunker, die zwischen den Vorabendserien liefen. Ich fragte mich, ob Shani das Piepen gehört hatte, ob sie sich umdrehen und zurück zum Wagen kommen würde, aber sie blieb auf der bereits unter der Hitze flimmernden Straße stehen und sah ihre Mutter an. „David wäre nicht der erste Mensch, den Tomer tötet. Ich kann das nicht zulassen.“

Am Abend vor unserer Flucht hatte Shani weinend bei mir angerufen. „Tomer weiß von uns“, hatte sie gesagt, und dass er nicht mehr zurechnungsfähig sei. Ich stand in der Küche meines Apartments und sah auf die Schranktüren, denen die Jahre ein blasses Grau angehaucht hatten, dann ging ich hinaus auf den kleinen Balkon mit Blick auf den Fußballplatz. Ich zählte sechzehn Kinder, die auf zwei Handballtore aus Metall spielten, als Shani fragend meinen Namen sagte und ich antwortete: „Ich bin noch hier, Liebling.“ Am Goethe-Institut würde man sich schon am nächsten Tag Sorgen machen, meiner Familie könnte ich Bescheid geben. Meine Mutter hatte noch am Tag meiner Abreise versucht, mich zurückzuhalten: „Da unten ist es zu gefährlich für dich.“ Ich hatte sie ausgelacht.

Der Wind war jetzt stärker geworden und blies Tsamerets weißes Leinenhemd auf wie einen Ballon. Papierschnipsel und Blätter wehten die Straße entlang an Shanis altem Honda vorbei, in dem ich mir den Sitz wieder senkrecht gestellt und das Gefühl hatte, die Zeit sei stehen geblieben, die Häuser Nahariyas verlassen, jemand habe der Welt ein Innehalten verordnet, das nur ich beenden konnte. Aber ich wollte nicht denken müssen, dass wir Flüchtige waren, Shani von jetzt an eine Heimatlose im eigenen Land. Ich wollte an Shanis warmem Rücken liegen und ihr die Lieder meiner Kindheit ins Ohr summen, sie begeistern für mein Leben, in das ich sie entführen wollte, wenn nötig nach Berlin. Am Himmel, der jetzt sein friedlichstes Blau trug, formierten sich Schäfchenwolken über den Bergen zu einem Postkartenmotiv, als Tsameret schließlich den einen, den nötigen Schritt auf Shani zuzuging, sie in die Arme schloss und schluchzte: „Ausgerechnet ein Deutscher, Liebes, warum ausgerechnet ein Deutscher?“